

IX. Moral in Beyspielen, oder herzerhebende Geschichten von Dankbarkeit durch Errettung vom Tode, von Klugheit und Seelengröße, von Charakter-Stärke im Mißgeschick, von Gegenwart des Geistes, als Gemähldte zur Nachahmung; abschreckende Erzählungen von Betriegern, Dieben, Räubern, Mördern, von lebendig begrabenen Menschen, von Versuchung durch das Geld, von Criminal-Verbrechern und andern Scheusalen der Menschheit, als Warnungstafel, zum Theil in wirklichen Ereignissen aus der österreichischen Monarchie.

#### Warnung für Ältern.

Auf den Höhen des Leuwaldes in der Pfarre St. Michael, im Bezirke Hartneidstein im Unter-Lavantthale, lebte auf einer kleinen Hufe Landes ein junges Ehepaar, von dem karglichen Ertrage des beschränkten Bodens sich kümmerlich nährend. Wo die Ausbeute des Grundes, dem rauhen Gebirgs-Klima und der dürftigen Scholle durch Fleiß und Anstrengung abgezwungen, nicht hinreichen will, suchen die genügsamen Menschen sich das Unentbehrliche durch Kohlenbrennen zu verschaffen, die von den vermögendern Nachbarn dann auf die nahen Eisenwerke abgeführt werden. Die karglichen Mahlzeiten und das herbe Haferbrot werden nur von häuslicher Zufriedenheit gewürzt, und Glück dürfen sie sich wünschen, wenn sie diese so wenig leckere Speise sich nicht auch noch zuweilen versagen müssen. Gleichwohl jubelte der liebende Gatte, als seine treue Genossin ihm die erste Frucht ihrer Ehe, eine gesunde wohlgestaltete Tochter, zur Welt brachte. Von nun an schienen Beyde nur in diesem Kinde zu leben, und jede Stunde wurde zwischen Arbeit und der Pflege der muntern Kleinen getheilt.

Zwey hundert Schritte von ihrem kleinen Hause stand der Kohlenhaufe errichtet, dem zunächst sie eine Hütte erbaut hatten, um mit größerer Aufmerksamkeit ihrer Arbeit warten zu können. Nach Verlauf eines Monats verließen Beyde eines Morgens ihre Ruhestätte, welche sie in jener Hütte aufgeschlagen hatten, um nach Hause zu gehen, dort ihr kleines einjähriges Schwein zu füttern, ihre kleinen Hausgeschäfte zu besorgen, und das magere Frühstück einzunehmen. Die Kleine, welche noch schlummerte, wurde in dem Bette zurück gelassen, da die zärtliche Mutter sie der rauhen Morgenluft nicht auszusetzen wagte; die forteilenden Ältern begnügten sich, die Thüre mittelst einer Fallklappe und einem hölzernen Niegel zu verschließen. Kaum hatten sich Beyde entfernt, als ein Bauer an der Kohlstätte anlangte, um Kohlen aufzuladen, und in die Hütte trat, um an dem dort brennenden Feuer seine Tabakspfeife anzuzünden. Ohne das schlummernde Kind wahrzunehmen, verließ er die Hütte wieder, nachdem er die Thüre in die Fallklappe hatte fallen lassen; den Niegel vorzuschieben hielt er für unnöthig.

Das kleine dürftige Frühstück war verzehret, die dringendsten Arbeiten abgethan, und nun eilte die Mutter zur Kohlenhütte zurück, um das kleine, indef wahrscheinlich erwachte Mädchen zu säugen. Mit Befremden gewahrte sie, daß die von ihr verriegelte Hüttenthür offen stand, aber wer mahlte ihr Entsetzen, als sie in die Hütte trat, und ihr vor kurzem abgefüttertes Schwein über der Schlafstelle ihres Kindes stehend und gierig fressend erblickte. Von ihrem Schrey aufgeschreckt, sprang das heißhungerige Thier neben ihr zur Hütte hinaus, und halb ohnmächtig sank die unglückliche Mutter am Schmerzenslager ihres Säuglings nieder, dessen Nase und Kinn völlig entfleischt war, und der in wenigen Minuten darauf verschied. Wahrscheinlich war die Fallklappe nicht völlig eingefallen, oder die Thüre von dem halb hungrigen Schwein aufgehoben und eingedrückt worden.

Möchte dieser hier so schauerlich wiederholte Unglücksfall endlich mancher sorglosen Mutter zur Warnung dienen; möchte der Jammer der Verunglückten sie belehren, wie gefährlich es sey, unmündige Kleine sich selbst und dem Zufalle zu überlassen, dessen Folgen diesen so leicht das Leben kosten, oder sie mindestens zu verkrüppelten und verunstalteten Krüppeln umwandeln kann.

Handle brav, und für das übrige lasse den Himmel sorgen.

Im März 1785 machte ein Landgeistlicher in Pohlen eine Reise nach Lemberg, um dort eine Geldsumme einzucassiren. Auf dem Rückwege fand er in einem Walde, einige Meilen von Lemberg, einen Soldaten an der Landstraße schlafend liegen. Aus Besorgniß, der Soldat könnte, weil es sehr kalt war, erfrieren, weckte ihn der Geistliche auf, ließ ihn durch seinen Knecht auf den Wagen heben, und nahm ihn mit sich. Der Soldat war bewaffnet, und hatte durch einige Gläser Brantwein, welche er gegen die Kälte getrunken, einen ziemlichen Rausch sich zugezogen. Sobald der Geistliche in seinem Dorfe angekommen war, übergab er den Soldaten dem Ortswirthe zur Aufnahme. Dort schlief er seinen Rausch aus, und erwachte erst Nachts um elf Uhr wieder. Der Wirth erzählte ihm nun ausführlich, auf welche Art er hierher gekommen war, und der Soldat zeigte ein gro-

ses Verlangen, seinen Wohlthäter sogleich persönlich für die erwiesene Hülfe zu danken. Der Wirth war es zufrieden und begleitete ihn dahin. Der Soldat nahm sein Gewehr mit sich. Sobald sie am Pfarrhause anlangten, gewahrten sie, daß die Fensterbreiter etwas geöffnet waren, und daß im Zimmer noch Licht brenne. Sie vermutheten daher, daß der Pfarrer, wie sie gehofft hatten, noch nicht zu Bette gegangen sey, traten an das Fenster hin, fanden es geöffnet, und erblickten drey Räuber, welche so eben beschäftigt waren, den Pfarrer zu binden, und von ihm mit Ungestüm verlangten, er solle ihnen anzeigen, wo er sein Geld verborgen hätte; denn sie wußten, daß er eben von Lemberg eine namhafte Summe mitgebracht habe. So wie der Soldat dies sah, ergriff er schnell sein geladenes Gewehr und feuerte es auf die Räuber ab. Der Schuß traf so gut, daß zwey derselben sogleich niederstürzten, und der dritte eiligt die Flucht ergriff. Als der Pfarrer dem Soldaten in seinem hilflosen Zustande so menschenfreundlich beyfrang, dachte er wohl nicht, daß es ihm so bald dreynfach vergolten werden würde. Dennoch geschah es; und ewig bleibt es wahr: Handle du brav, und für das Uebrige laß Gott sorgen!

#### Bestrafte mörderische Prahlerey eines Franzosen.

Folgende Geschichte, wie ein Gesandter unsers kaiserlichen Hofes seine tollkühn aufbeothene Ritterehre an einem Franzosen rächte, der so viele Menschen bloß als Charlatan seiner Fechtschule ermordete, ist noch nicht allenthalben bekannt. Wie liefern sie unserem Publicum aus einer Sammlung interessanter Manuscripte.

Im Anfang der Regierung des französischen Königs Ludwig des XIII. begab sich an den Hof dieses Monarchen ein böhmischer Graf Kinsky als kaiserlicher Gesandter, der den Ruf hatte, daß er den Degen am geschicktesten zu führen wisse. Kaum war er zu Paris angekommen, wohin ihm dieser Ruf gefolgt war, als ein Franzose aus einer der ersten Familien seinen besondern Umgang suchte, und gegen den Grafen so viel Zuneigung zeigte, daß sich dieser von ihm bereden ließ, sich mit ihm, von einem einzigen Bedienten begleitet, auf eines seiner Landgüter zu begeben, das einige Meilen von Paris entfernt war. Hier wurde er zehn Tage auf's herrlichste bewirthet, als aber der bestimmte Tag der Abreise heran nahte, sagte der Franzose, daß er ihm noch eine große Seltenheit seines Schlosses zeigen müßte, aber sie müßten beyde allein seyn, und dieses bey Nacht. Der Graf war damit zufrieden, entfernte sich mit seinem Freunde von der übrigen Gesellschaft, und ward auf einer geheimen Treppe in eine Todtengruft geführt.

Hier sah er mit Erstaunen, bey matten Schimmer einiger Lampen, verschiedene Leichname, und glaubte, daß ihm sein Freund in seiner Familiengruft die trauri-

gen Überreste einer geliebten Person zeigen wollte; aber er erstaunte noch mehr, als der Franzose anfang: „Fassen Sie sich, mein Freund, und fürchten Sie nichts; man hält Sie in Deutschland für den besten Fechter, und mich hält man für den besten Fechter in Frankreich. Dieser Ruf bewog mich, Ihren Umgang zu suchen, in der Hoffnung, daß ich einst das Glück haben werde, eine Probe zu machen, wer von uns am stärksten sey. Zwanzig in- und ausländische Cavaliers, deren Leichname sie hier erblicken, tödtete meine Hand; Einer von uns Beyden soll zu ihnen gesellt werden. Hier sind verschiedne gleich gute Degen; wählen Sie einen, und versagen Sie mir die Ehre nicht, sich mit mir zu messen, sonst werde ich Sie dazu zwingen müssen. Meine Leute kennen schon lange meine Leidenschaft; unterliege ich, so werden sie Sie sicher nach Paris bringen, und Sie werden den Ruhm genießen, mich besiegt zu haben.“ Vergebens stellte ihm der Graf vor, daß sein öffentlicher Charakter ihm nicht erlaube, seine Ausforderung anzunehmen, daß er in jedem andern Falle zu seinen Diensten stehe; der Franzose wurde nur lächlig, gab ihm einen Degen, und verlangte, daß er sich vertheidigen sollte.

Als endlich der Graf sah, daß er seinem Verlangen nachgeben mußte, bath er sich die Erlaubniß, aus, erst einige Mahl in der Gruft auf- und abgehen zu dürfen, um sich von seinem Erstaunen zu erhohlen. Dies that der Graf, und indem er umher ging, sah er die Leichname an, und bemerkte, daß sie Alle an Einem Orte den tödtlichen Stich empfangen hätten, woraus er schloß, daß der Franzose einen besondern Stoß habe, auf welchen sich seine ganze Kunst gründe. „Nun bin ich bereit,“ sagte er endlich, „weil's doch seyn muß.“ Der Franzose umarmte ihn vor Freude, und wußte nicht Worte genug zu finden, seinen Dank für die Ehre, mit ihm einen Gang wagen zu dürfen, auszudrücken. Der Streit begann und wurde von beyden Theilen mit gleicher Geschicklichkeit geführt, bis der Franzose nach einigen Minuten dem Grafen den entscheidenden Stoß beybringen wollte, aber dieser parirte aus, und indem er seinen Gegner ganz außer Fassung sah, sagte er: „Es ist genug, wir kennen nun einander.“ Aber wüthend stürzte jener auf ihn los; allein der Graf, der sich zur Vertheidigung gezwungen sah, streckte ihn todt zur Erde nieder, und verließ diesen furchtbaren Ort, bey dessen Eingang die Leute des Franzosen standen, und sich wunderten, einen Sieger ihres Herrn zu sehen. Der Graf begab sich noch in der nähmlichen Nacht nach Paris, wo die Geschichte bald bekannt wurde. Der Freund, der sie für die Nachwelt aufbehalten hat, fand sie in den hinterlassenen Papieren eines polnischen Edelmannes, der sich damals zu Paris aufgehalten hatte. Falsche Ruhmbegierde, wie oft war sie nicht die Ursache des Selbstmordes und des Brudermordes! und wie oft ist sie es noch in unserem philosophischen Jahrhundert!

### Sonderbare Entdeckung einer Mordthat.

Vor einigen Jahren grub ein Todtengräber in der Oberlausitz ein Grab, und kam auf einen Todtenkopf, der sich zu bewegen schien. Der Todtengräber, ein Mann, der vermuthlich auf das Spuken nicht viel hielt, faßte Muth, und nahm den Todtenkopf in die Hand. Da sah er die Ursache der Bewegung. Eine Kröte hatte darin ihren Wohnsitz. Er betrachtete den Kopf, und sah zu seinem größten Erstaunen, daß derselbe mit einem großen eisernen Nagel durchgeschlagen war. Vermuthlich ist dieser Mensch einst ermordet worden, dachte der Todtengräber, und ging zum Pfarrer und zum Richter, und entdeckte beyden seine Muthmaßung. Man schlägt die Todtenbücher nach, und findet, daß vor zwanzig Jahren an dieser Stelle ein Hufschmied begraben worden sey, und daß sein Weib bald nach seinem Tode mit einem ihrer Gesellen sich verhehelicht hatte. Beyde waren noch am Leben.

Man ließ sogleich das Weib vorladen. — „Kann sie sich wohl noch erinnern,“ fragte der Richter, „an was für einer Krankheit ihr seiger Mann gestorben sey?“ — „Sehr wohl,“ war die Antwort der Mörderinn, „er starb am Schlage.“ — „Das weiß ich,“ erwiderte der Richter, „man sieht den Schlag noch;“ wies ihr hierauf die Hirnschale des Verstorbenen, bey deren Anblick die Mörderinn so sehr erschraf, daß sie sogleich die mit Beyhülfe ihres nunmehrigen Mannes verübte Mordthat eingestand, und auch in Gesellschaft mit ihm ihr Urtheil vom Gerichte empfing. — Welchen Stoff bierbey diese Begebenheit zu den wichtigsten Betrachtungen dar! Wunderbar sind die Wege der Vorsicht, und ich danke ihr, so oft sie das geheime Vaster der öffentlichen Bestrafung überliefert. Unsere Philosophen sagen, daß Gott keine Wunderwerke wirke, und doch ist alles, was ich ansehe, ein immerwährendes Wunderwerk der Gottheit, die sich dem Auge des Kenners in einer glänzenden Gestalt vorstelle, wenn sie Tugend belohnt, und Bosheit bestrafet.

### Raubmord zu Lützen in Obersteyer.

Wie behutsam man, zumahl auf dem Lande, gegen herum ziehende fremde Leute seyn müsse, um Eigenthum und Leben zu bewahren, hiervon gibt die von Lützen in Obersteyer eingelassene Erzählung des dortselbst verübten Raubmordes ein warnendes Beyspiel:

Ein mit Fräulen, Schuster, Ahlen und dergleichen handelnder Hausierer, J. G. aus Oberösterreich, kam in das Haus des alten Bildhauers und Malers Joseph Fortschegger, und botch seine Waare zum Verkauf an. Seine Absicht hierbey war, sich von der innern Lage des Hauses, und von der Zahl und der Körperkraft der Bewohner zu unterrichten. Er entdeckte bald, daß dieses Haus von dem 82 Jahre alten Fortscheg-

ger und seinem 53jährigen Weibe bewohnt sey. Er verließ das Haus, und kam bald nach der Mittagsstunde, da der Hausherr abwesend war, wieder, verriegelte die Thüre, siel das im Nähen begriffene Weib an, und schnitt ihr, weil sie aus Leibeskräften schrie und sich widersehte, die Gurgel ab. Er selbst erhielt im Handgemenge eine bedeutende Verletzung an seiner Hand. Nachdem der Mord vollbracht war, versteckte er das Messer, womit er die Gräueltthat beging, unter dem Bildhauerwerkzeug, nahm dann was er im Schranke an Geld fand, nämlich mehr als 300 fl. Conv. M., und eine silberne Sackuhr mit sich, verschloß das Haus, und machte sich davon. Unter Wegs begegnete ihm der Mann der Ermordeten, dem er erzählte, daß er ihm, wenn er zu Hause gewesen wäre, wahrscheinlich etwas abgekauft hätte. Der Bildhauer bemerkte an dem Fremdling Blut, und fragte ihn um die Ursache seines furchtbaren Aussehens. „Eben habe ich,“ rief der Mörder beherzt, „mit einem Bauernknecht gerauft, und eile, bey der Bezirksobrigkeit meine Klage anzubringen.“ Mit diesen Worten verließ er den Bildhauer, der ohne Ahnung des abscheulichen Verbrechens nach Hause ging. Er fand das Haus verschlossen, rief nach seinem Weibe, und vernahm keine Antwort. Endlich rief er die Nachbarn herbey, von welchen Einer auf das Fenster stieg, und zu seinem großen Entsetzen die Ermordete in ihrem Blute liegen sah.

Schnell machte sich Alles auf dem Thäter nachzusehen, der nun kein anderer als der Hausierer seyn konnte. Er wurde auf der Strafe nach Oberösterreich in der Gegend Pörs, an der so genannten Wiederlechner-Brücke, unter die er sich verbarg, ertilt, und mit guter Gewahrsam nach Lützen zurück gebracht.

Vor dem Leichnam, den er nicht ansehen konnte, sagte er aus: „daß die That von einem Andern begangen worden sey, und er nur Wache gestanden habe. Der Thäter sey wahrscheinlich auf der Strafe nach Kottenmann entflohen.“ Als man ihm aber am 21. März das unter den Geräthschaften vorgefundene, mit Blut und Haaren überzogene Messer wies, konnte er der Gewalt seines Gewissens nicht länger widerstreben, und er bekannte das Verbrechen mit allen Umständen. Ehe er an das Landgericht Wolkenstein abgeführt ward, verlangte er noch den Bildhauer zu sprechen, dem er unter häufigen Thränen für seine Mißthat reumüthige Abbitte leistete.

### Charakter: Stärke im Mißgeschick.

Bey den immer weiter um sich greifenden Verfolgungen des Adels von der Hese des Volkes zur Zeit der Revolution in Frankreich, und bey den täglichen Gewaltthatigkeiten, die sich das herum streifende Gesindel gegen adelige Gutsbesitzer erlaubte, flüchtete sich die Marquise Sirley nach England.

In der drohenden Gefahr, die über ihrem Haupte schwebte, und in der Verzweiflung, wo sie nur daran dachte, sich vor Mißhandlungen, nicht aber ihre Vermögen zu retten, hatte sie nur das vorräthige bare Geld und ihre sonstigen Kostbarkeiten an Juwelen, echten Perlen und Gold mit sich genommen.

In der Hoffnung, daß sich in ihrem Vaterlande die Stürme legen, und sie bald nach solchen sicher zurück kehren könnte, lebte sie zwey Jahre von dem was sie gerettet hatte in London; aber getäuscht in ihren Hoffnungen, und bis zur äußersten Dürftigkeit herab gesunken, blieb ihr jetzt nichts übrig, als auf Mittel zu sinnen, ihr Leben zu fristen. Die Natur hatte ihr eine schöne Stimme verliehen, und solche war bey der in ihrer Jugend genossenen Erziehung durch Unterricht ausgebildet; sie spielte dabey fertig Clavier, und verband damit einige mimische Talente, da sie zuweilen in freundschaftlichen Zirkeln bey Aufführung von kleinen Theater-Stücken Rollen übernommen hatte.

Sie beschloß also, in London als Sängerin öffentlich aufzutreten. Ihrem Wunsche wurde willfahrt, und am 5. Juny 1792 sang sie zuerst in Salamon's Concert.

Durch eine Stimme von großem Umfange und Biegsamkeit, verbunden mit Geschmack und Kenntniß in der Musik, und durch ihre äußern Reize — denn sie konnte mit Recht Anspruch auf Schönheit machen, — fand sie bey den zahlreichen Zuhörern die günstigste Aufnahme. Mitleid mit dem harten Schicksale einer jungen, schönen und liebenswürdigen Frau, die früher in dem Glanze des Hofes und im höchsten Wohlstand gelebt hatte, steigerten noch diese rauschenden Beyfallsbezeugungen. Als es wieder ruhiger wurde, rief eine Stimme im Concert-Saale eifrig brittisch: „Wahrlich! ihr fehlt nichts, als Britannien zum Vaterlande!“

Man klatschte dem Sprecher Beyfall zu, aber die Marquise fühlte sich dadurch tief gekränkt, und beschloß zugleich, für keinen Preis sich wieder öffentlich hören zu lassen. Sie hielt Wort. Indes zwang sie ihre Lage, doch zuweilen in kleinen Concerten, die von geschlossenen Gesellschaften von einem berühmten Tonkünstler veranstaltet wurden, gegen ein Honorar zuzustimmen.

Ihre Erscheinung hatte indes auf viele jüngere und ältere Engländer einen lebhaften Eindruck gemacht. Ihre Sironen-Stimme hatte sie bezaubert, mehr aber noch die Schönheit ihres Gesichts und die Anmuth ihres ganzen Wesens. Eine Frau, die aus Noth in einem Concerte singt, dachten Viele, wird schwerlich eine Lucretia seyn; man suchte nun ihre nähere Bekanntschaft, aber man hatte sich sehr getäuscht. Mit einer edlen Würde wies sie jeden Zudringlichen in die Schranken zurück, die Sittlichkeit und Anstand heischen, und eben so verschmähte sie jedes noch so werthvolle oder unbedeutende Geschenk, das man ihr machen wollte.

Unter die, auf welche sie einen tiefen Eindruck ge-

macht, gehörte auch Lord Morland. Er war ein junger und schöner Mann; aber was ihm vor Vielen noch einen Vorzug gab, war, daß er einen sehr gebildeten Geist und ein edles Herz besaß.

Er selbst hatte es nie gewagt, sich eine Unziemlichkeit gegen die Marquise zu erlauben, wie mancher Andere; aber er war oft Zeuge gewesen, wie würdevoll, und doch dabey schonend, die Emigrantin sich benommen hatte. Zu seiner Liebe für ihre Schönheit und Talente gesellte sich nun noch Achtung für ihre Denkungsart. In einem Augenblicke des Enthusiasmus, wo er über die Französin mit einem vertrauten Freunde sprach, rief er aus: „Ich will sie zur Engländerin machen!“ Er begnügte sich aber nicht mit diesem Ausrufe, er ging auch in dem nämlichen Augenblicke zu der Marquise, und both ihr sein Herz, seine Hand und sein Vermögen an.

„Wissen Sie auch, was Sie thun?“ fragte sie ihn kalt und ernst.

„O gewiß!“ versetzte er, „ich will mich glücklich machen, und ich hoffe, Sie werden es auch seyn.“

„Sie sind ein Britte,“ fuhr sie ruhig fort, „und noch mehr, Sie gehören zur Oppositions-Partey.“

„Darauf bin ich stolz.“

„Ihre Ansichten kann ich nicht theilen, Mylord! sie widersprechen meinen Gefühlen, meiner Denkungsart, und auch meinen traurigen Erfahrungen. Bey einer nähern Verbindung würden wir beyde nicht glücklich seyn.“

Der Lord, tief gekränkt, erwiderte mit Bitterkeit: „Sie haben vollkommen Recht! Betrachten Sie die Sache als einen Scherz — ich werde es auch thun.“

Eben wollte er gehen, da trat ein Bedienter in ihr Zimmer, und überbrachte ihr den Ehrensold für ein paar Arien, die sie den Abend zuvor in einer Privat-Gesellschaft gesungen hatte.

Der Lakay legte die Guineen vor ihr auf einen Tisch. Noch erbittert, sagte der Lord sarkastisch zu ihr:

„Aber meine Gnädige, das Gold ist auch englisch, und was noch mehr, es kommt hauptsächlich aus den Händen der Oppositions-Partey. Wie können Sie ihre zarten Finger damit beschmutzen?“

Die Marquise befand sich eben in großer Geldverlegenheit, und die Summe war dazu bestimmt, eine Schuld zu berichtigen, wegen welcher sie Gefahr lief, nach englischen Gesetzen sogar verhaftet zu werden. Sie erwiderte aber dem Lord schnell, stolz und beißend:

„Sie irren sich, Mylord. Dieß Gold ist keineswegs für mich bestimmt, sondern für die armen Unglücklichen, die — trotz ihrer Volksliebe und der englischen Freyheit — ach! Schulden halber im Kerker schmachten. Darf ich Sie ersuchen, die Mühe über sich zu nehmen, davon den besten Gebrauch zu machen? Sie kennen Ihre Landsleute unstreitig besser als ich.“

„Mit Vergnügen,“ antwortete der Lord, „ich erweise

dadurch zugleich Ihnen und manchen unverschuldet Unglücklichen einen Dienst."

Er strich das Geld ein, behielt es sich vor, ihr darüber genaue Rechenschaft abzulegen, und ging.

Die Marquise konnte nun ihren ungestümen Gläubiger nicht befriedigen, und die Folge war, daß sie am folgenden Morgen verhaftet, und in das Schuldengespängniß geführt wurde. Am dritten Tage erfuhr der Lord das Schicksal der Marquise. Er eilte sogleich, ihren Gläubiger zu befriedigen, und erwirkte den Befehl ihrer Freylassung.

Er trat zu ihr in den Kerker.

„Meine Gnädigste!“ redete er sie an, „ich habe den besten Gebrauch von dem englischen Golde gemacht, das Sie mir anzuvertrauen die Güte gehabt haben. Sie sind frey! Geben Sie mir wenigstens Ihren Arm, wenn Sie mir Ihr Herz nicht geben wollen.“ — „Mylord,“ versetzte die Marquise aufgebracht, „Sie haben mich mißhandelt, und von dem Ihnen anvertrauten Gelde einen unedlen Gebrauch gemacht. Ich läugne es nicht, ich befinde mich in einer sehr drückenden Lage, aber Sie sind nicht der Mann, der sie verbessern kann. Dieses ärmliche Lager und diesen Wasserkrug zieh' ich Ihrer Freyheit vor, und ich bin fest entschlossen, treu meinen Ansichten zu leben und zu sterben.“

„Ich wünsche Ihnen dazu Glück!“ versetzte der Lord, durch diesen Starrsinn von seiner Leidenschaft geheilt, „erlauben Sie mir noch Ein für alle Mahl, diese zarte weiße Hand zum Abschiede zu küssen, die, von einem solchen Trostköpfchen regiert, mich schwerlich auf Blumenstraße geführt hätte.“

Er verließ Sie. Die Marquise konnte ihren Eigensinn, im Kerker zu bleiben, nicht durchsetzen; da der Verhaftungsbefehl zurück genommen war, mußte sie das Gefängniß verlassen. Der Vorfall wurde bald in London bekannt. So sehr auch ihr Benehmen von Vielen getadelt wurde, so mußte man doch ihrer Consequenz Gerechtigkeit widerfahren lassen, und ihre Lage wurde von Mehreren mit der zartesten Schonung ihres Charakters verbessert.

#### Unglückliches Schlachtopfer.

Schrecklich ist die Rache, wenn sie im glühenden Süden den Gekränkten zu gewaltsamen Ausbrüchen dahin reißt, aber noch furchtbarer wird sie, wenn sie den kalt entworfenen Mordplan in das stille Dunkel der Mitternacht und in den Schleyer eines gräßlichen Geheimnisses einhüllt. Von letzterer Art ist folgende uns mitgetheilte Geschichte:

In einer großen Hauptstadt des südlichen Europa kommt eines Abends ein gut gekleideter Mann in die Wohnung eines Maurers, und heißt ihn mit sich gehen, indem er ihn zu einer dringenden Ar-

beit bedürfe, wofür er gut werde bezahlt werden; den Handwerkszeug werde er an Ort und Stelle schon bereit finden. Der Maurer folgte dem Manne. Als sie etwa 100 Schritte mitsammen gegangen waren, kamen sie zu einem Wagen, der Schlag ward geöffnet, drey Männer befahlen mit gezücktem Dolche dem bebenden Handwerker, ohne einen Laut von sich zu geben, und mit verbundenen Augen, sich in den Wagen zu setzen. Man mochte bey einer halben Stunde gefahren seyn, als die Kutsche still hielt; der Maurer ward heraus gehoben, in ein Zimmer geführt, und dort ihm die Binde abgenommen. Das Zimmer war elegant möblirt, an der Wand war eine große offene Nische angebracht, worin ein Mensch aufrecht stehen konnte. Einen Augenblick darauf öffnete sich die Seitenthüre, ein sehr schönes, junges, ganz entkleidetes Mädchen wurde herein geführt, mit Gewalt zur Nische hingeschleppt, hinein gestellt, und nun dem Maurer unter Androhung des augenblicklichen Todes befohlen, die Unglückliche sogleich einzumauern. Er that es mit bebender Hand, unter dem Jammern und Wehklagen des unglücklichen Schlachtopfers, dessen vergebliches Klageschrey nun bald in dem zugemauerten Grabe verhallte. Alle Anwesenden waren gut gekleidet und verlarvt. Der Maurer erhielt eine Börse mit 100 Ducati. Nun wurden ihm wieder die Augen verbunden, und er in den Wagen gehoben. Nach einer Fahrt von abermahl einer halben Stunde hielt derselbe still, man befahl dem Handwerksmanne, auszusteigen, und sich sehr ruhig zu halten, während die Kutsche wieder fortrollte. Lange Zeit herrschte tiefe Stille, endlich hörte er mehrere Leute bey sich vorbey gehen, deren einige ein lautes Gelächter aufschlugen. Nun endlich wagte er es, die Binde wegzureißen; es war Tag. Neugierige Leute, die ihn als einen Verurtheilten auslachten, umringten ihn; er eilte zur Polizey, erzählte den nächtlichen Vorgang, und übergab die erhaltene Börse mit den 100 Ducati. Die Polizey stellte die sorgfältigsten Nachforschungen an, aber bis jetzt war alle ihre Mühe vergeblich.

#### Mordgeschichte.

Eine Bauersfrau aus einem etwa eine Meile weit von B\*\*\* entlegenen Dorfe, kam vor einiger Zeit dahin, um die Summe von 100 Thalern zu erheben. Sie erhielt das Geld und kehrte damit nach ihrem Wohnorte zurück. Die Auszahlung hatte sich daselbst etwas verzögert, und sie kam erst spät des Abends in S\*\*\* an. Sie wagte es nicht, noch bis in die Nacht den weiten Weg bis nach ihrem Wohnorte zu machen, und kehrte daher in S\*\*\* bey einem Dorfschuhmacher, einem Bekannten, ein. Sie bath ihn um ein Nachtlager, wobey sie ihn zugleich von dem bey sich habenden Gelde in Kenntniß setzte. Der Schuhmacher bewilligte ihr diese Bitte, und es wurde

ihr ein Nachtlager in einer Kammer neben der Stube angewiesen, in welcher die Schuhmachersfrau schlief. Der Schuhmacher selbst hatte ein anderes Behältniß zum Schlafen. Man begab sich zur Ruhe. Die Reisende konnte aber auf dem ihr angewiesenen Lager nicht entschlummern; es war ihr in der engen fremden Kammer sehr unheimlich, und es überfiel sie eine unbefiegbare Angst. Sie stand also in der Nacht auf, ging in das Zimmer der Schuhmachersfrau, weckte diese und klagte ihr, daß sie in der Kammer keine Ruhe hätte. — „Nun, so legt euch zu mir ins Bett,“ sagte die Wirthinn gutmüthig, und die Fremde ließ sich dies nicht zweymahl sagen. Hier beruhigt, schlief sie auch bald ein; aber dies war nicht der Fall mit ihrer Schlafgenossinn. Das Bett war schmal, die Schuhmachersfrau lag unbequem, und es wurde ihr widerlich heiß. Um sich von diesem unangenehmen Gefühle zu befreien, und selbst ruhig zu schlafen, verließ sie leise das Bett und nahm das Lager in der Nebenkammer ein. Der Schuhmacher hatte mittlerweile den heillosen Plan gemacht, die Frau, die bey ihm Obdach gesucht, zu ermorden, und sich in den Besitz ihres Geldes zu setzen. In den ersten Morgenstunden schlich er sich mit einem Beile in die Kammer, und gab seiner dort schlafenden Frau mehrere tödtliche Hiebe. Über dieses Geräusch erwachte die Fremde aus ihrem Schlummer; ahnend, was in der Kammer vorgehe, eilte sie aus dem Hause und machte Lärm im Dorfe. Der Thäter wurde vor der Leiche seiner Gattinn, seinen Irrthum noch nicht einmahl wissend, ergriffen, und der Gerechtigkeit überliefert.

### Sonderbare Verkettung menschlicher Schicksale.

Ein Soldat wollte nach einem glücklich überstandenen Feldzuge der neueren Kriege seine Heimath besuchen, wo sich sein Vater nebst seinen Schwieger söhnen befand, und vor der Welt einen untadelhaften Lebenswandel führte. Nach erhaltenem Urlaub machte er sich auf den Weg, und wollte seinen Vater mit einem Geschenk von drey ersparten Goldstücken, und seine zwey Schwestern mit zwey schönen seidenen Tüchern überraschen. Nach einer schnellen Reise von drey Tagen erblickte er schon die ihm wohlbekannten Gegenden seiner Heimath, erreichte aber erst mit dem Abende das Dorf, das zunächst an seinem Geburtsorte lag, und wo der protestantische Pfarrer von beyden Dörfern wohnte, den er von Jugend auf gekannt hatte, und der jederzeit wohlgesinnt gegen ihn gewesen war. Der Soldat beschloß daher, sich diesem zuerst zu zeigen. Der Pfarrer war ein frommer und gastfreyer Mann; er nahm den alten Bekannten willig auf, ließ sich von ihm manches aus dem vergangenen Kriege erzählen, indeß seine Kinder um den Soldaten herum spielten, und immer von Kanonen, Flinten und Säbeln wissen wollten. Da es aber, nachdem ihn der Pfarrer mit

einer guten Abendmahlzeit bewirthet hatte, ziemlich spät wurde, so ließ ihn derselbe diese Nacht nicht von sich, sondern machte ihm vielmehr in dem nämlichen Zimmer ein Lager zurecht, indeß er sich selbst mit seiner Gattinn in die daran stoßende Stubenkammer, deren Fenster auf den einsamen Todtenacker gingen, zur Ruhe begab. Nach Mitternacht, als der Pfarrer im tiefen Schlafe lag, stiegen zwey Kerls zum Fenster herein, banden den Prediger und seine Frau mit Stricken, verstopften ihnen den Mund mit Tüchern, und waren im Begriff hundert Thaler zu rauben, die dieser sonst nicht bezüterte Mann vor einigen Tagen eingenommen hatte. Den Ort, wo die Magd mit den Kindern schlief, hatten die Räuber aus Vorsicht auch gut besetzt, und glaubten auf diese Art ihres Raubes ganz gewiß zu seyn. Aber sie wußten nicht, daß noch eine waschame Person im Hause sey. Der Soldat konnte nämlich theils aus allzu großer Müdigkeit, theils aus Vorgefühl der Freude, nun bald die Seinigen wieder zu sehen, nicht in Schlaf kommen; er hörte das Geräusch in der Stubenkammer nur allzu deutlich, und war im Begriff, da er sich die Ursache desselben so gleich erklären konnte, seinen Pallasch zu ergreifen und den Nothleidenden zu Hülfe zu eilen. Doch die Räuber vernahmten auch eben so bald das Geräusch, das er aus Unvorsichtigkeit machte, und ergriffen eiligst die Flucht, so daß der herein stürzende Soldat dem Einen nur noch einen Hieb auf den Kopf und dem Andern eine große Wunde am Arm beybringen konnte.

Der Pfarrer konnte seinen und seiner Gattinn Erretter, nachdem sie dieser von den Stricken und Tüchern befreyt, nicht genug danken. Man eilte nun vor allen Dingen nach der Schlafkammer der Kinder und der Magd, fand sie aber insgesammt noch ganz unbesorgt schlafend, und nur einige schmutzige Fußstritte des Räubers verriethen dessen Gegenwart vor der Kammer. Man verfolgte hierauf die Diebe, konnte aber in der finstern Nacht nichts weiter von ihnen gewahr werden, und auch am Morgen bemerkte man weiter nichts, als nur einige Spuren von vergossenem Blute. Nun ließ sich aber der Soldat nicht länger auf der Pfarrey halten, sondern machte sich eiligst auf den Weg, um die Seinigen so bald als möglich zu überraschen, und ihnen zugleich seine neueste Heldenthat zuerst zu überbringen. Das Haus seines ältesten Schwagers war das erste, vor welches er vorbey kam. Geschwind eilte er in dasselbe hinein. Aber wie groß war sein Erstaunen! Seine Schwester empfing in nicht mit der verhofften fröhlichen Miene. Ihr Mann lag im Bette, sah blaß aus wie der Tod, und war schwer verwundet von einem Falle, den er den Tag zuvor sollte gethan haben. Der Soldat erzählte hingegen seiner Schwester so gleich, was ihm in der Nacht begegnet war, konnte aber die plöbliche Verwandlung in dem Gesichte derselben nicht begreifen, die ihr seine Erzählung verursachte. Endlich vermochte er die geheimnißvolle Kaltstunigkeit

der Schwester nicht mehr zu ertragen, sondern verließ sie bis auf Wiedersehen, und eilte zum Vater. Aber auch hier fand er den nähmlichen Auftritt. Sein jüngerer Schwager begegnete ihm im Hofe, suchte bey seiner Erscheinung, klagte ihm, daß sich der Vater auf eine unvorsichtige Art gestern am Arme verletzt habe, und führte ihn zu dessen Bette. Der Sohn bezogte dem Vater sein kindliches Mitleid über dieses Unglück, und sprach auch bald von dem Vorfalle auf der Pfarrey. Auf einmahl aber zog der Vater seine Hand zurück, die er bisher in der des Sohnes gelassen hatte, wandte sich mit dem Gesicht gegen die Wand, und sah denselben nicht wieder an. Der Soldat konnte sich den ganzen Zusammenhang mit den Räubern des Pfarrers und seinem Vater und seinen Schwägern mehr als zu deutlich erklären. Er verließ deswegen auch augenblicklich seinen Geburtsort, wo er die seit langer Zeit gewünschte Freude des Wiedersehens nicht fand, eilte zurück zum Pfarrere, und entdeckte diesem, was er so eben gesehen und erfahren hatte. Dieser konnte sich nicht genug über die sonderbare Verkettung menschlicher Schicksale verwundern, und nicht genug die Wege der Vorsehung anstaunen. Der Soldat verschwand, und ließ sich nie wieder in seinem Geburtsorte erblicken, um nicht als Zeuge gegen seine Verwandten auszusagen zu müssen.

#### Der Schein betriegt.

In den letzten September-Tagen 1815 fand zu M<sup>\*\*\*</sup> der Nachtwächter bey dem Ausrufen der eilften Stunde vor einem Hause in der Fischen Straße einen Menschen dicht neben der Gasse liegen. Er hielt ihn für einen Betrunknen, und rief ihn an; da er aber keinen Laut wahrnahm, rüttelte er ihn, in der Meinung, er sey eingeschlafen. Aber auch dieses Rütteln war fruchtlos; er beleuchtete ihn nun mit seiner Laterne näher, und entdeckte einen mit Blut besetzten Leichnam. Sogleich machte er davon der nächsten Wache Anzeige; der todte Körper wurde in das Polizey-Gebäude gebracht, dort stellte man mehrere Versuche zu seiner Wiederbelebung an, doch alle ohne Erfolg. Am folgenden Morgen wurden von Seite der polizeylichen Behörde nähere Nachforschungen über den Unbekannten angestellt. Er war zwar gut gekleidet, es ergab sich auch, daß er ein Israelite war, aber man fand außer einem Ringe an seinem Finger, einem paar Handschuhen und einem Schnupstuche ohne Zeichen nichts bey ihm, welches über ihn nähern Aufschluß hätte geben können. Bey der ärztlichen Besichtigung fand man, daß der Israelite durch einen heftigen Schlag auf den Hinterkopf getödtet worden war; die Hirnschale war zerschmettert, und Haar, Kopf und Schultern starrten vor Blut. Es meldete sich auch bald die Ehefrau des Ermordeten; sie erkannte ihren Mann, sagte aber aus: sie vermisse eine goldene Uhr mit goldener Kette, Petschaften und andere Sachen von Gold, eine rothe

Marokkin-Brieftasche, in welcher mehrere Papiere von Werth, Schuldverschreibungen und Wechsel, und eine Börse, in welcher, außer einigem Silbergelde, wenigstens hundert Thaler in Friedrichsd'or und Ducaten gewesen wären. Nach ihrer Aussage sey er noch spät nach dem Abendessen, kurz vor 10 Uhr, fortgegangen, um Herrn P., den er mehrere Tage zu Hause nicht getroffen, nicht zu verfehlen, und ihn an die endliche Bezahlung eines schon längst fälligen Wechsels von 120 Thalern ernstlich zu erinnern. Der Erschlagene war vor der Wohnung des P. gefunden worden. Nach dieser Aussage schritt man zur Vernehmung des Schuldners des Erschlagenen, und auch der Hausgenossen des Erstern. P. wurde durch einen Polizeydiener vorgeladet, sich sofort auf dem Polizey-Bureau einzufinden. Auf Befragen: was er dort sollte? erhielt er die lakonische Antwort von dem Polizeydiener: er wisse es nicht, er werde es zeitig genug erfahren; und als er darauf äußerte: ob es mit der Stellung noch Anstand haben könnte, bis er zuvor einen nöthigen Gang gethan hätte, verweigerte ihm dieß der Abgesandte, und erklärte bestimmt: er habe den gemessenen Befehl, ihn sogleich mitzubringen, und Falls er sich weigerte, Gewalt zu gebrauchen. P. erstarat darüber sehr, entfärbte sich, und rief aus: „Aber, mein Gott, was will mandenn von mir?“ „Ich hab' Ihnen schon gesagt.“ verfehte der Polizeydiener trohig und barsch, „daß ich's nicht weiß. Halten Sie mich nicht lange mit unnützen Reden auf; ich habe mehr zu thun.“ P. ging nun in Begleitung des Polizeydieners, sichtbar ängstlich und besorgt, auf das Polizey-Bureau. Hier fragte man ihn, ob der Jude Meyer Vendix vorgestern Abends um 10 Uhr bey ihm gewesen sey? Er stellte dieß nicht in Abrede, gestand auch, daß dieser Mann in der Absicht gekommen sey, ihn an eine Schuld zu mahnen, er sey aber nicht im Stande gewesen, ihn zu befriedigen, und habe ihm dieß auch erklärt; darauf habe ihn sein Gläubiger mit der Drohung verlassen, deßhalb klagbar zu werden. Als man darauf dem Vorgeladenen eröffnete: der Meyer Vendix sey erschlagen worden, und ihm zugleich den mit einer Decke verhüllten Ermordeten zeigte, schrie er laut auf, ward leichenbläß, und zitterte, wie von einem heftigen Fieberfrost geschüttelt. „Befiehen Sie es nur!“ rief der zu dieser Untersuchung Beauftragte, „Sie sind der Mörder.“ „Ich? nein, bey Gott nein, ich bin unschuldig;“ antwortete P. „Dieß machen Sie einem Andern weiß, aber mir nicht.“ antwortete der Inquirent. P. behauptete fortwährend seine Unschuld, doch man achtete nicht darauf, und endlich hieß es: „Das wird sich schon finden. Sie bleiben im Arrest.“ Sofort führte man ihn in's Gefängniß, und es wurden jezt auch die Hausgenossen des Verhafteten vorgeladen und verhört.

Die Magd des P. sagte aus: „Ein Jude, den sie jedoch weder dem Nahmen noch Ansehen nach kenne, habe an ihres Herrn Klingel gezogen. Sie habe ihm die

Thüre geöffnet, und er ihren Brotheren zu sprechen ver-  
 langt. Der Fremde sey vorgelassen worden, und wohl  
 eine Stunde bey ihrem Herrn im Zimmer gewesen. Was  
 darin vorgegangen, könne sie nicht angeben, da sie mitt-  
 lerweile in der Küche sich aufgehalten, doch habe sich die Un-  
 terredung, was sie aus den lauten Worten bemerkt, mit  
 einem Streite geendet; die Thüre sey mit einer Heftig-  
 keit aufgerissen worden, der Besucher unter lauten  
 Schmähreden die Treppe hinunter gegangen, ihr Herr  
 habe ihn, mit dem Lichte in der Hand, mehr verfolgt  
 als begleitet, und sey nach einer Weile mit erloschenem  
 Lichte zurück gefehrt. Er sey, an Händen und Füßen zit-  
 ternd, höchst aufgebracht und erhitzt gewesen, habe sich  
 zwar zu Bette gelegt, aber eine sehr unruhige Nacht  
 gehabt, denn da ihre Kammer an sein Schlafzimmer  
 stoße, habe sie gehört, wie er einige Mahle in der Nacht  
 aufgestanden und im Zimmer herum gegangen sey. Auch  
 habe er, wider Gewohnheit, einen ganzen Krug Wasser,  
 der in der Stube gestanden, ausgeleert, und bey dieser  
 Gelegenheit ein Glas zu Boden geworfen. Dieses Ge-  
 räusch sey ihr durch alle Glieder gefahren. Sie habe ge-  
 glaubt, ihrem Herrn sey etwas zugestoßen, sie sey deß-  
 halb aus dem Bette gesprungen, und habe ihn, die Thüre  
 öffnend, gefragt: was ihm schle? Er habe ihr aber zornig  
 zugerufen: „Schere sie sich zum T . . . I und lasse  
 sie mich ungeschoren.“ Ihr Herr, bey dem sie schon  
 sechs Jahre diene, und über den sie sonst gar nicht klag-  
 en könne, sey sehr aufbrausend und jähzornig; er sey  
 auch bald darauf stille, und sie nicht wieder gestört  
 worden.“ Der Wirth, dessen Ehefrau und Dienstbothen  
 wußten nur so viel über den späten Besuch bey ihrem  
 Miether, daß Jemand ungestüm, und unter lauten Dro-  
 hungen diesen verlassen, welchem Eiferer mit heftigen  
 Schwursworten gefolgt sey, und daß der Fremde dem  
 Accent nach ein Jude gewesen. Alle diese zusammen-  
 treffenden Umstände deuteten an, P. sey, trotz seines  
 Läggnens, der Mörder des Israeliten. Er wurde dem-  
 nach dem Criminal-Gericht übergeben, und es wurden da-  
 selbst die Verhöre verschärfet. Man vernahm auch die  
 Witwe des Todtgefundenen; P. beharrte standhaft dar-  
 auf, daß er nicht den mindesten Theil an dem Morde habe.

Da die Jüdin ausgesagt hatte, es sey ihr innerlich,  
 wie ihr Mann bey dem Besuche, den er dem Verhafte-  
 ten abgefiattet, dessen Wechsel zu andern Papieren in  
 das vermißte Taschenbuch gelegt habe, so ward auch eine  
 Untersuchung in P's Wohnung verfügt, um vielleicht  
 in solcher das Taschenbuch, die Uhr, oder irgend etwas  
 anders, was dem Ermordeten angehört hatte, zu ent-  
 deck n. Davon fand sich zwar nichts, aber doch eine Sum-  
 me von 18 Stück Friederichsd'or. Dieß bestreudete um  
 so mehr, da der Inquisite ausgesagt hatte, wie er bey dem  
 Besuche des Israeliten auch nicht im Besitze von 10 Tha-  
 lern gewesen sey. Auf die Frage: wie er zu so vielem  
 Gelde gekommen, antwortete er: „Von wem es sey,

weiße er nicht; ein Mensch, dem Anseine nach ein  
 Briefträger, habe ihm einen Brief, mit Geld beschwert,  
 überbracht, und sich über die richtige Einhändigung eine  
 Quittung erbeten, und nach deren Empfang sich wie-  
 der entfernt. Bey Entsieglung des Couverts habe er dar-  
 in 20 Friederichsd'or, aber nichts geschrieben gefunden.“  
 Das Gericht erklärte dieß für eine freche Lüge; er aber  
 beharrte darauf. Um ihn nun zu überführen, wurde das  
 Postamt um Auskunft requirirt: ob in den letzten Ta-  
 gen im September von irgendwo ein Brief an P. mit  
 20 Stück Friederichsd'or angekommen sey? Das Post-  
 amt verneinte es. Dieser Umstand machte den Verhaf-  
 teten noch mehr verdächtig, da es sich ergab, daß er  
 schon seit einiger Zeit in drückender Geldverlegenheit  
 gewesen, und hin und wieder ein selbst unbedeutendes  
 Darlehen, aber vergebens, nachzusuchen bemüht war.

Alles im Orte nahm nun Partey gegen P., und  
 Viele fanden die blutige That selbst minder strafbar, als  
 sein hartnäckiges Läggnen. Auch der Inquisiteur theilte  
 diese Ansicht. Aber, Dank sey es den weisen Einrichtun-  
 gen des wohlgeordneten Staatslebens! das Gesetz steht  
 höher als der Richter mit seinen Menschlichkeiten. Vie-  
 les zeigte doch für den Inquisiten. J. B. der Jude hatte  
 zwar Friederichsd'or bey sich gehabt, aber auch Duce-  
 ten, und letztere fand man nicht bey P. „Er hat sie  
 vielleicht ausgewechselt,“ sagte der Inquisiteur; indefs, alle  
 darüber angestellten Nachfragen haben dieß nicht er-  
 mitteln können. Zwey Friederichsd'or hat er am Nadmittage  
 nach dem Tode des Juden bey einem Geldwechsler ge-  
 gen Silbergeld umgesezt, das hat dieser ausgesagt, und  
 seine Aussage eidlich erhärtet. Die Verhöre, die Unter-  
 suchungen und selbst Drohungen wurden bey P. fort-  
 gefehrt, aber er behauptete fortwährend seine Unschuld  
 an dem Morde des Juden. Es verfloßen darüber meh-  
 rere Wochen; das Publicum, nahmentlich die Glaubens-  
 genossenschaft des Ermordeten, äußerte seine Unzufrie-  
 denheit über den schleppenden Gang der Rechtspflege;  
 Viele hatten schon die Sentenz gefällt, dem Verhafte-  
 ten zum Tode verurtheilt, und sogar den Tag der Hinrich-  
 tung anberaumat. Die Acten, möglichst zu seinem Nach-  
 theile instruir, da Inquisiteur in ihm nur einen verhärte-  
 ten Bösewicht sah, lagen zum Spruche vor, als ein wohl-  
 gekleideter Mann, der einem Uhrmacher eine goldene  
 Uhr zum Beckaufe anboth, während des Handels dar-  
 über bey einen Uhrendiebstahl ertappt, verhaftet, und  
 in's Gefängniß abgeliefert wurde. Bey der wider ihn  
 verhängten Untersuchung, und der Nachfrage: wie er  
 zu der zum Kauf angebotenen Uhr gekommen sey? er-  
 gab es sich, daß solche dem todt gefundenen Israeliten  
 zugehört hatte. Der Dieb gab darüber folgende Aus-  
 kunft: „Er sey des Abends gegen 21 Uhr durch die  
 Fische Straße gegangen; gerade als er in der Mitte  
 der Straße gewesen, sey ein Mann aus einem Hause  
 gekommen, hinter welchem man heftig die Thüre zuge-

„worfen, und als dieser im Begriffe gewesen, über die Gasse zu treten, sey ihm ein Dachziegel auf den Kopf gefallen, und er zur Erde gestürzt. Er sey hinzugesprungen, in der Absicht, dem Beschädigten aufzuhelfen, und ihm Hülfe zu leisten; da er ihn aber todt gefunden, so habe er kein Bedenken getragen, ihm Geldbörse, Brieftasche und Uhr zu nehmen.“ Die Art der Tödtung stimmte nun mit dem ärztlichen Gutachten überein, und man fand auch demnächst in der Vertiefung eines Kellerfensters den herab gefallenen, noch an Blutspuren kenntlichen Ziegel. Gerade in dieser Zeit kam der Kaufmann G., der den Tag vor P's Verhaftung eine Geschäftsreise gemacht hatte, wieder nach M. zurück; er erfuhr, als eine für ihm interessante Neuigkeit, die Geschichte von dem ermordeten Israeliten, und alle die Umstände, weshalb P. als vermeintlicher Mörder verhaftet worden.

Er eilte sogleich zu dem Inquirenten, und erklärte zu Protokoll: „P's Aussage über die bey ihm gefundenen Goldstücke habe ihre Richtigkeit. Dieser könne nicht wissen, von wem sie gekommen. Er habe zufällig in Erfahrung gebracht, wie dieser Mann unverschuldet in dringender Geldverlegenheit sey; da er ihn als einen braven Mann lange gekannt, der ihm früher selbst manche Gefälligkeiten uneigennützig erwiesen, so habe er ihm 20 Friedrichsd'or anonym, als wenn sie mit der Post angekommen wären, überschickt, überzeugt, daß er bey seinem Hartgefühl und edlem Stolze die Annahme standhaft verweigert haben würde, wenn er sich dabey hätte nahmenkundig machen wollen.“ P's Unschuld war nun rechtlich erwiesen.

#### Neuerlicher (zur Warnung dienender) Fall vom Scheintode.

Henriette Smieth, ein junges wohlgebildetes Dienstmädchen in der Familie Robert Emmerton in der Dorsfordstraße, fiel vor etwa drey Jahren von einer Eiskutsche herunter, und erhielt durch diesen Fall sowohl innerlich als äußerlich mehrere Beschädigungen, so daß ihre körperlichen Kräfte dermaßen abnahmen, daß sie ihren gewöhnlichen Verrichtungen als Dienstmädchen nicht mehr vorstehen konnte, sondern bey einer weiblichen Anverwandten zu Hammermith im Stillen und in der Ruhe lebte. Dieser ruhigen Lebensweise ungeachtet, nahmen ihre Kräfte täglich mehr ab, so daß sie öfters in lange Ohnmachten fiel. Einige Damen, bey denen sie früher in Diensten gestanden, unterstützten sie jedoch nicht nur mit den nöthigen Lebensbedürfnissen, sondern sorgten auch dafür, daß ihr vorzüglich gute ärztliche Hülfe zu Theil ward. Vor kurzem machte sie zu ihrer Erholung einen kleinen Spaziergang, und kam gestärkt und munter, wie gewöhnlich, nach Hause, nahm hierauf einige Nahrungsmittel zu sich, fühlte eine unüberwindliche Neigung zum Schlaf, legte sich Abends zwischen 6 und

7 Uhr zu Bette, und schlief ein. — Scheinbar sanfter und erquickender Ruhe genießend, blieb sie in diesem Zustande bis zu einer sehr späten Stunde des andern Tages liegen; man versuchte, sie aufzuwecken; allein man fand ihren Körper eiskalt, farblos ihre Lippen, ihre Augen starr; die Pulsschläge hörten auf, kurz, alle Zeichen des wirklich eingetretenen Todtesschlafes schienen vorhanden zu seyn. Man machte hierauf Anstalten, sie zur Erde zu bestatten; dem Leichnam wurden die gewöhnlichen Todtenkleider angezogen, dann wurde er auf ein Bett gelegt, wo er vom Mittag bis zum dritten Morgen liegen blieb, und Nachmittags zur Erde gebracht werden sollte. Doch die Schaudererregende Begebenheit, die, wie wir fürchten, sich nur zu oft ereignen mag, wurde dieses Mahl glücklicher Weise vereitelt. Als man den Leichnam in den Sarg legen wollte, kam zufälliger Weise die Hand einer der damit beschäftigten Personen auf die Brust der Scheintodten zu liegen, und diese glaubte noch einige Wärme zu fühlen; sie äußerte dieses den Umstehenden. Bey genauerer Prüfung überzeugten sie sich, daß sie im Begriffe stehen, ein noch lebendes Geschöpf dem kalten Grabe zu überliefern. Noch waren die Wangen und Lippen mit Todtsblässe überdeckt; noch gab das starre matte Auge keinen Lichtstrahl von sich; allein der Lebensfunke regte sich im Herzen, und als man ein Spiegelglas vor den Mund hielt, bewies der leise Hauch, daß noch Leben vorhanden sey. Man eilte, den Arzt, der die Todtgeglaubte gewöhnlich bediente, herbey zu hohlen. Er kam, öffnete zuerst an der einen, dann an dem andern Arm eine Ader, doch ohne Erfolg. Er erwärmte den Leichnam durch warme Backsteine, und wandte überhaupt alle diejenigen Mittel an, die er zur Wiederbelebung für nöthig hielt. Lange blieben sie sämmtlich fruchtlos, bis endlich erst gegen 5 Uhr Abends eine schnelle Veränderung vor sich ging. Das Herz fing an zu schlagen; der Puls wurde fühlbar; eine sanfte Röthe überzog Wangen und Lippen; leicht und heftig stellte sich das Athemhohlen ein, und in wenigen Augenblicken hatten alle Lebensfunctionen ihre Stelle wieder eingenommen. Während dem man bemüht war, sie wieder ins Leben zu bringen, hatte man die Begräbniszeichen sorgfältig hinweg geschafft, damit sie bey ihrem Erwachen nicht erschrecken möchte, und als man sie auf die gewöhnliche Weise nach ihrem Befinden befragte, sagte sie, sie habe nichts von ihrer Lage gewußt, aber doch hätte sie sich kalt und matt gefühlt, und dabey Besäglichungen gespürt, ungefähr so, wie man ängstlich träume, nicht ungleich dem Gefühle des sogenannten Alpdrückens (nightmare). Seit dieser Zeit hat ihre Gesundheit täglich zugenommen, und alle Wahrscheinlichkeit ist vorhanden, daß sie noch lange leben wird.

#### Gegenwart des Geistes.

Ein Bedienter des Lord L. wurde vor dessen Land-

gut mit einer beträchtlichen Geldsumme nach London zu einem Bankier geschickt, dem sie als Zahlung zukam. Die Sache war nicht ganz verschwiegen geblieben. Als der Bediente durch ein Gebüsch zitt, näherte sich ihm plötzlich ein Straßenräuber mit einer Pistole in der Hand, und forderte das Geld. Der Bediente verstand sich augenblicklich dazu, und sagte sehr ruhig: „Hier ist es. Aber da es nicht mein Geld ist, sondern ich es für den Lord L. nach London bringen soll, so schieß mir wenigstens ein Loch durch den Hut, damit ich mich legitimiren kann, daß man mich angefallen hat, und ich mich nicht sogleich gutwillig ergeben habe.“ Nicht gern, entgegenes der Räuber, und erfüllte den Wunsch des Bedienten. Nun sicher vor dem entladnen Schießgewehre, und rüstiger als sein Gegner, machte sich der Beraubte über den Räuber her, nahm ihm das Geld wieder ab, und kam damit glücklich nach London.

### Scheusal der Menschheit.

Zu Beul, einem auf dem rechten Rheinufer, Bonn gegenüber gelegenen Dorfe, ward kürzlich ein Schuhmacher, Namens Moll, arretirt, welcher in dem mit ihm abgehaltenen Verhöre bereits drey Mordthaten eingestanden hat, deren nähere Umstände eben so selten als Schaudererregend sind. Er hatte mit dem Schneider Heinrich Ochs aus Köln unter Einer Compagnie gedient, und sie waren die besten Freunde geworden, als sie sich trennen mußten, und jeder in seiner Heimath wieder seinem Gewerbe nachging. Ochs verheirathete sich in Köln, und Moll besuchte ihn häufig, weil er immer von den jungen Eheleuten sehr freundlich aufgenommen wurde. Im vergangenen Jahre verschwanden plötzlich Molls Stiefmutter und ein jüngerer Bruder von ihm. Erstere war eine junge Frau von 28 Jahren. Die Gerichte ließen die gewöhnlichen Nachforschungen anstellen, und da einiger Verdacht gegen Moll entstand, so ward er festgenommen. Man konnte aber keine hinreichenden Beweise gegen ihn aufbringen, und nach einigen Monathen entließ man ihn wieder. Er knüpfte seinen vorherigen Umgang mit Ochs wieder an, und dieser reiste auch einmahl zu Moll, da ihm der nicht weit von Beul zu Pukhen gehaltene Jahrmarkt, wo er Einkäufe machen wollte, eine besondere Veranlassung dazu gab. Er steckte sich 60 Thaler in die Tasche, und reiste am 7. September von Hause fort. Acht Tage lang wartete seine Frau vergebens auf seine Rückkehr, da sie aber gar keine Nachricht über sein langes Ausbleiben erhielt, so schickte sie einen Menschen, auf welchen sie sich verlassen konnte, nach Beul, um ihren Mann aufzusuchen. Dieser kam am 18. September dert an, und sah zu seinem Erstaunen den Schuhmacher Moll in den Kleidern des Ochs, und mit dessen Tabakspfeife; Ochs selbst aber fand er nicht. Ohne weiters machte er sich nach Bonn auf, und zeigte Alles, was ihm begegnet

war, den Gerichten an. Sogleich wurden Gensd'armen nach Beul geschickt. Sie schlossen das Haus ein, in welchem Moll wohnte, und machten sich an eine genaue Untersuchung des ganzen Hauses. Einige lose Dielen in dem Fußboden der Werkstätte schienen gleich verdächtig; man hob sie auf und sah aus einer mit Erde überdeckten Grube das äußerste Ende von einem Paar verstümmelten Beine hervor ragen, und an dieser Stelle grub man nach einander drey Leichname aus, von denen der zu oberst gelegene für den des unglücklichen Ochs erkannt wurde.

Während man hier beschäftigt gewesen, hatte Moll Gelegenheit gefunden, aus einem Fenster zu entweichen, und sich auf seiner Flucht so schlau zu verbergen gewußt, daß man ihn erst gegen 9 Uhr Abends nach langem Umhersuchen mitten auf dem Felde fand, wo er, von Müdigkeit überfallen, eingeschlafen war. Als er in Bonn vor dem Instructions-Richter geführt worden war, versuchte er Angesichts der drey Leichname dennoch alles zu läugnen, verwickelte sich aber bey seinen Aussagen bald in Widersprüche, und sein geängstigtes Gewissen preßte ihm endlich das Geständniß seiner abscheulichen Verbrechen aus. Unter heftigem Weinen bekannte er, vor fünfzehn Monathen seine Stiefmutter ermordet zu haben, mit der er vorher ein blutschänderisches Verbrechen begangen; er bekannte, seinen Bruder in Folge dessen auch ermordet zu haben, weil er fürchtete, von demselben verrathen zu werden; und endlich auch die Mordthat an seinem Freunde Ochs, welche er in der Nacht von 7. bis 8. September verübt hatte. Die Einwohner von Beul wurden von der Nachricht jener Schandthaten so ergriffen, daß sie sich versammelten, und nach Molls Hause zogen, welches einzeln am Ende des Dorfes lag. Sie rissen es bis auf den Grund nieder, zündeten den Haufen an, und streuten die Asche in den Wind. Sonst erlaubten sie sich keine weitere Excesse; allein der Affisenhof zu Köln, welchem die Führung des Prozesses übergeben worden, muß die Zerstückung des Hauses bedauern, in welchem vielleicht noch Manches zu einem nähern Aufschlusse hätte führen können.

### Die Versuchung.

Der Banquier v. B. war öfters in den Morgenstunden in seinem Zimmer mit dem Wiegen und Sondern seines Geldes beschäftigt, bey welcher Arbeit ihn gewöhnlich sein Barbier antraf. Ohne Umstände pflegte er dann seinen Stuhl bloß ein wenig von dem Tische, auf welchem die Goldhaufen angeschüttet lagen, abzurücken, worauf der Barbier hinzurat und seinen Dienst verrichtete. Eines Morgens bemerkte Herr v. B., daß dem jungen Menschen die Hand zitterte, und sich dadurch mit dem Messer verlegt fühlend, sagte er ein wenig erschre-

stend: „Nehmen Sie sich besser in Acht; sind Sie vielleicht zu schnell gelaufen, so ruhen Sie lieber erst ein Paar Minuten aus.“ — Der Barbier that dieß auch mit der Bemerkung, es habe ihn wie eine Ohnmacht angewandelt. In einigen Augenblicken erhobte er sich indefs, und vollendete nun sein Geschäft mit sicherer Hand. Das nächste Wahl — dieselbe Erscheinung. Noch stärker zitterte der Jüngling — Herr v. B. fühlte eine empfindliche Verletzung; zusammen fahrend verwies er dem jungen Menschen seine Unvorsichtigkeit, indem er sich mit dem Tuche das rieselnde Blut von der Wange wischte. Der Barbier lehnte bleich wie ein Todter an dem Goldtsche. Plötzlich warf er das Messer hin, stürzte Herrn v. B. zu Füßen, und flehte, seine Knie umklammernd, um Gnade — um Erbarmung. Der menschenfreundliche Mann vermuthete, irgend ein Vergehen des jugendlichen Leichtsinnes habe den Jüngling in Geldnoth gestürzt, erklärte sich auf diese Weise sein Zittern und Fagen, und fragte mitleidig: „Ist's denn viel, was Sie bedürfen?“ Der Barbier aber antwortete nur mit Stöhnen, Kopfschütteln und Hinweisen auf den Goldhaufen. Herr v. B. konnte lange nicht aus ihm klag werden. Endlich presste er die Worte hervor: „Um die Wunden des Erlösers willen! lassen Sie mich nicht wieder in das Zimmer zu diesem Tisch kommen! der Satan funkelt mich aus diesem Golde an, — schon zweymahl habe ich mit ihm gerungen, und heute auf Tod und Leben — ich bin wohl ein sehr verworfener Mensch, daß der Feind solche Gewalt über mich hat — aber doch muß ich es Ihnen bekennen — machen Sie mit mir, was Sie wollen — es war mir, wenn ich das Geld erblickte, als führe eine fremde Gewalt das Messer in meiner Hand — als sollte und müßte ich's —“

Bleich vor Entsetzen stand Herr v. B. auf, und trat einige Schritte von dem zurück, der eben sein Mörder hatte werden wollen. Schon hatte er die Klingelschnur in der Hand, seinen Leuten das Signal zu geben, da fiel sein Blick auf einmahl auf den unglücklichen Jüngling, der sich nach dem entsetzlichen Geständnisse zulehends erhobte, und mit einer Art von Heiterkeit seiner Gefangennehmung entgegen harrete. Ein so sanftes, edlest Gesicht — bis daher auch nicht durch Einen Zug des Lasters entstellt — der einzige Sohn liebender Eltern, — dieß alles betrachtend, ließ Herr v. B. die Klingelschnur sachte wie der fallen, trat zu dem Jüngling, faßte liebevoll seine Hand und sagte: „Freund, vor allen Dingen lassen Sie uns zuerst vor Gott niederfallen und seine Barmherzigkeit preisen.“ Daraus knieten sie gemeinschaftlich nieder — doch das Gebeth des Herzens, welches Herr v. B. in diesen Augenblicken laut bethete, und worin er sich selbst als Sünder und Mitschuldiger dieses bloß durch göttlichen Beystand abgewendeten Verbrechens bekannte — indem er den unglücklichen Jüngling durch das Flenden seines Goldes über seine Kräfte versucht — dieses Gebeth, dieses Flehen um gänzliche Errettung des Verirr-

ten, hat außer ihm nur Gott gehört — und, Dank seiner unendlichen Treue! auch gehört. — Denn als hierauf Herr v. B. den Jüngling zwar in seinem Geschäft aus seinem Hause verabschiedete, deswegen aber nicht verstoßen hatte, ist er mit beständiger Treue und Gewissenhaftigkeit seinen Lebensgang fortgewandelt, ist auch ein musterhafter Bürger und Familienvater geworden, und hat, wie er hernach im späten Alter oft geäußert, keinen Wunsch gehabt, als Herrn v. B. mit Blut und Leben seine Dankbarkeit beweisen zu können, wozu sich jedoch dießseits des Grabes keine Gelegenheit gefunden. „Jenseits vor Gott in der Ewigkeit will ich ihm danken!“, hat er, am Sarge des Herrn v. B. ausgerufen, und dessen Familie, die durch den edlen Vater nie ein Wort davon erfahren hatte, selbst vorstehende Begebenheit erzählt, die uns zur Warnung dienen mag, niemanden, besonders auch Dienstbothen nicht, durch zu weit gehende Sorglosigkeit, oder gar durch Schaukellung großer Reichthümer, zur Uebelthat zu verführen.

#### Origineller Diebstahl.

In Paris wurde unlängst, wie ein französisches Journal berichtet, ein bedeutender Diebstahl auf eine höchst originelle Weise verübt. Eine noch junge und reizende Dame fährt in einer schönen Equipage zu einem der berühmtesten Ärzte der Hauptstadt. „Mein Herr, Sie sehen in mir“ — redete sie ihn an — „eine äußerst bekümmerte Mutter, die ihre letzte Hoffnung allein in Ihre Talente setzt. Ich habe einen Sohn, der in dem Alter ist, wo die Leidenschaften uns zu Fehlritten zu verleiten pflegen. Er hatte eine unglückliche Liebe, und verlor darüber den Verstand, oder vielmehr, es ist eine fixe Idee, die ihn peinigt. Denn er urtheilt über die meisten Dinge mit Klarheit; nur sobald man auf Diamanten, Juwelen, oder dergleichen zu sprechen kommt, verläßt ihn alle Besonnenheit, und er geräth alsdann fast außer sich vor Wuth. Ich werde Ihnen denselben morgen herbringen, damit Sie seinen Zustand erforschen mögen.“ — Des andern Tages begibt sich die schöne Dame in ihrer glänzenden Equipage zu einem der bekanntesten Juweliere. Sie erhandelt nach langem Hin- und Herreden endlich einen Schmuck für die Summe von 150,000 Fr. „Mein Herr!“ sagte sie zu dem Juweller, „ich habe nicht mehr bey mir als 4000 Fr.; nehmen Sie diese inzwischen hin, und geben Sie mir einen ihrer jungen Leute mit nach Hause, mein Mann wird ihm die fehlende Summe sogleich auszahlen.“ Die Dame eilt nun mit ihren raschen Engländern zu dem Arzte, und stellt ihm den Commis vor, sprechend: „Hier ist der junge Mann.“ Nach diesen Worten verläßt sie sogleich das Zimmer, und verschwindet mit dem Schmucke. Man kann sich denken, daß nun die sonderbarste Unterhaltung zwischen dem forschenden Arzte und dem erstaunten Commis Statt findet. Endlich klärt sich die Sache auf, und man erräth den Betrug;

doch zu spät; denn die Dame mit den Juwelen ist bereits über alle Berge.

### Die gestohlene Uhr.

Nach M. kam der Kaufmann S. . . g aus P. . . in Handelsgeschäft. Während seines Aufenthaltes daselbst besuchte er einst eine Messe. Andächtig war er niederkniend, umgeben von andern Knienden. Gleich neben ihm lag ein wohlgebildeter Mann ebenfalls auf den Knien, der mit großer Inbrunst zu beten schien. Plötzlich fühlt er einen Ruck in der Gegend seiner Uhrtasche; er faßte dahin, und vermischte seine goldene Uhr mit der Kette, die beyde für ihn einen doppelten Werth hatten, da sie Erbstücke seines Vaters waren. Fest überzeugt, daß der neben ihm kniende Unbekannte diesen Diebstahl verübt habe, beschloß er, ihn nicht aus den Augen zu verlieren, denn in der Kirche selbst wagte er es nicht, durch die Festhaltung des Verdächtigen die allgemeine Andacht und Ruhe zu stören. Der Fremde verließ die Kirche, der Kaufmann S. . . g folgte ihm auf dem Fuß nach. So rasch der Erste auch in dem wogenden Gedränge der Menge, die aus der Kirche strömte, davon zu eilen schien, so war doch der Bestohlene viel zu aufmerksam auf ihn, als daß er ihm hätte entweichen können. Endlich in der Entfernung von einigen Straßen hatte S. . . g den Fremden eingehohlet. Entschlossen ging er auf ihn zu, und sagte: „Herr! Sie haben mir meine Uhr gestohlen, gleich geben Sie sie mir wieder, oder ich lasse Sie verhaften!“ Der Fremde äußerte mit vieler Fassung sein Befremden über eine solche ehren ührige Beschuldigung, versicherte ihn nie gesehen zu haben, und drohte, ihn als einen Wahnsinnigen in Verhaft nehmen zu lassen. Der Streit ward immer heftiger von beyden Seiten; es versammelten sich die Vorübergehenden, und endlich kam auch ein Polizey-Beamter hinzu.

Diesem klagte der Fremde, wie er von einem ganz unbekanntem Manne eines Diebstahls beschuldigt worden sey, und bath um Genugthuung. Der Kaufmann S. . . g drang ebenfalls auf eine nähere Untersuchung, und beyde wurden zu dem Chef der Polizey gebracht. Dieser sprach nun mit jedem allein; der Kaufmann erzählte ihm den Vorfall in der Kirche, und beharrte auf seiner Behauptung, daß niemand anderer als dieser Fremde

ihm die Uhr aus der Tasche gezogen haben könne. Als der Fremde darauf vernommen wurde, blieb dieser hingegen dabey, daß er den Kaufmann S. . . g nie gesehen, auch gar nicht in der Kirche gewesen sey, und verlangte mit vieler Dreistigkeit eine genügende Genugthuung für einen solchen unverschuldet erlittenen Schimpf. Bey der Confrontation blieb jeder bey seiner Aussage, und endlich drang der Kaufmann S. . . g auf eine genaue Durchsuchung des Fremden. „Das kann freylich geschehen;“ versetzte der Chef der Polizey, „aber ich gebe Ihnen zu bedenken, daß, wenn dann nichts bey dem zu Durchsuchenden gefunden wird, Sie sich der Gefahr einer harten Injurien-Klage und einer kostbaren Entschädigung aussetzen.“

„Ich habe hier zwölf Ducaten;“ antwortete S. . . g, und zog seinen Beutel mit Geld heraus, und mehreres Silbergeld, „wenn der Fremde damit zufrieden ist, so will ich ihm diesen ganzen Beutel mit Geld als Entschädigung geben, sollte bey der Durchsuchung die gestohlene Uhr nicht bey ihm gefunden werden; aber ich bitte nochmals darum.“ Der Fremde erklärte, damit zufrieden zu seyn. Der Chef der Polizey ließ ihn nun durch einen Polizey-Beamten in ein Nebenzimmer abführen, und befahl diesem, die verlangte Vistitation auf das genaueste vorzunehmen. Dieß geschah. Der Angeschuldigte wurde bis auf's Hemd ausgezogen; es fand sich aber nicht das Mindeste. Nachdem er sich wieder angekleidet hatte, trat er mit dem Polizey-Beamten in das Zimmer des Polizey-Chefs, und der Polizey-Beamte erklärte: wie nach geschehener gänzlicher Entkleidung des Fremden und Durchsuchung aller Taschen die Uhr nicht vorgefunden worden sey.

„Ich verlange nun die Entschädigungs-Summe!“ sagte trohzig der Fremde. „Die sollst du haben, Schurke!“ rief der Kaufmann S. . . g im höchsten Zorne aus, zog seine Geldbörse aus der Tasche, und warf sie dem Fremden an den Kopf, „aber meine Uhr hast du doch gestohlen.“ Bey diesem Wutze verschob sich die falsche Haar-Tour des Fremden, und zum Erstaunen der Anwesenden kam ein Theil einer Uhrkette zum Vorschein. Die Haar-Tour wurde nun ganz gelüftet, und es fand sich darunter — die gestohlene Uhr.